

Hermann von Gilm.

Nach seinen Gedichten ¹⁾ gezeichnet von P. Tezelin Halusa, O. Cist.

Am 11. Juni 1898 wurde an einem Wohngebäude zu Linz a. D. eine Gedenktafel enthüllt, auf der die Worte stehen: „Dem Dichter Hermann von Gilm, gest. 1864.“ Damit hatte man das Andenken eines deutsch-tirolischen Sängers erneuert, der nahe daran war, selbst in Oberösterreich, wo er doch einst zeitweise gewirkt und gestorben, vergessen zu werden, wie es ja „Dichters Erdenlos“ so vielfach ist. Wohl hatte man schon vorher gelegentlich daran gearbeitet, seinen Namen wenigstens für die Literaturgeschichte zu retten, zumal nicht wenige Literaten von ihm nichts wussten oder wissen wollten, indem man nämlich seine zu Lebzeiten meist nur in fliegenden Blättern lebenden Gedichte zu sammeln und mehr oder minder vollständig und trefflich durch den Druck festzuhalten und zu edieren begann; aber all diese Versuche und Bemühungen blieben nur auf einen kleinen Kreis beschränkt, sie starben vor Ermüdung, bevor sie Oesterreichs Reichsgrenzen erreicht hatten. Da erschien endlich in einer der populärsten reichsdeutschen Verlagsanstalten die erste, relativ vollständigste Gesamtausgabe Gilms von Rosenegg, und nun konnte „Jungtirol“, zu dem auch er einst gehört, allenthalben mit vollem Athem ins Heerhorn stossen und auf seinen wiedererstandenen Bannerträger voll Genugthuung und Stolz hinweisen. Ein bedeutender Erfolg dieser Bemühungen war die oben erwähnte Gedenkfeier, die durch die Literatur- und Kunstgesellschaft „Pan“ und die zur Zeit in Oesterreich herrschende Spracheströmung nicht unerheblich gefördert wurde. Gilm mag sich hiemit zufrieden geben, gingen ja hiedurch zwei seiner in den Gedichten ausgesprochenen heissen Wünsche in Erfüllung: sein Lied war an der Jahrhundertwende nicht nur „nicht vergessen“, sondern neuerdings mit dem Runenstab geweckt und damit seine einstige Befürchtung widerlegt, in seinem Säculum seine Lieder „nicht mehr auf den Markt“ gebracht zu sehen.

Gilms Leben verlief ziemlich einfach, und das war seiner Muse günstig. Seine Vaterstadt ist Innsbruck, wo er am 1. Nov. 1812 als Sohn des k. k. Land- und späterhin Appellationsrathes und Stadtgerichtsassessors Johann Nep. von Gilm und der Louise, geb. Rederer aus Feldkirch (Vorarlberg) geboren wurde. Dass er seine zartfühlende, echt weiblich gestimmte Mutter bereits 1816 verlor und in Anna Freiin von Sailern eine Stiefmutter bekam die nicht entfernt an die Seelengrösse der Verstorbenen hinanreichte und an dem seelischen und leiblichen Abbild ihrer Vor-

¹⁾ Greinz Rudolf, Gedichte von H. v. G. Ges. Ausgabe (Reclams Univers.-Bibl. 1895).

gängerin nicht mit vollendeter Hingebung hing, kann auf Gilms Werdegang nicht ohne den nachhaltigsten Einfluss gewesen sein, zumal die ersten Eindrücke in der Kindeszeit am längsten haften bleiben und nach einem berühmten Ausspruch das Kind an der Hand der Mutter in einiger Zeit mehr lernt als später in den Universitätsjahren. Während der Gymnasialjahre, die sich auf Feldkirch und Innsbruck vertheilen, fällt sein erster dichterischer Versuch, indem er die vielbesungene (auch von E. Ebert) „Frau Hitt“ mit einer poetischen Huldigung bedachte. Einer alten Familientradition folgend, besuchte er 1832—36 die Universität seiner Heimat, um die ihm wenig oder nicht zusagende trockene Rechtswissenschaft zu studieren. Wessely, der als Professor einigen Einfluss über ihn gewann, schätzte und förderte nach Kräften sein entdecktes musisches Talent. Nachdem er diese langweiligen Jahre abgesehen und sein erworbenes fachmännisches Wissen und Können zunächst beim Stadt- und Landgericht als unbesoldeter Praktikant verwertet, begann er 1840 seine eigentliche Beamtenlaufbahn beim Kreisamt in Schwaz im romantischen Unterinntal, um hier wie vordem bei jeder gebotenen Gelegenheit die Prosa des Alltagslebens mit der bereits liebgewonnenen Poesie zu vertauschen und als Gesellschafter nicht nur so mancherlei zu lernen und für seinen Dichterkönig zu verwenden, sondern geradezu eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen, wozu ihn nicht nur sein Aeusseres, seine ganze Erscheinung, eine hohe schlanke Gestalt mit langem, schmalen Gesicht, langen, dunkeln Haaren und lodernen Augen, im Feuer der dichterischen Begeisterung eine Art Paganini, eine sozusagen dämonische Erscheinung, sondern ein angebornes Conversationstalent und ein feiner Sinn für aristokratische, vornehme Lebensführung befähigte. Leider liess er sich hier allzusehr gehen, und indem er weder sich, noch den in ihm lodernen Feuerbrand streng bewachte, vielmehr ohne weibliche Bekanntschaft nicht Mannes genug zu sein und leben zu können vermeinte, führte ihn diese seine Schwäche, die er nicht zu bekämpfen wagte, unvermerkt, aber umso sicherer auf jene Irr- und Abwege, die er fast sein ganzes Leben hindurch ging und welche ihm nicht bloss den Seelenfrieden und die glaubensfrohen Tage der ersten Kindheit, sondern auch ein Gutheil seines poetischen Könnens und Schaffens, sowie seines Lebensmarkes kosteten: Gilm liess die unmännliche, Schwäche und Mangel an Selbstbeherrschung verrathende Leidenschaft in sich erstarken, die, wie die Folge zeigen wird, ihn auch getreulich durchs Leben begleitete und zerfleischte, mit jedem Aufenthaltsort seine weibliche Bekanntschaft, mit jedem Städtchen auch das Mädchen zu wechseln, wiewohl ihm bereits Schwaz den jammervollsten Denkkzettel mitgegeben, der ihn leicht eines Besseren hätte

belehren können. Nachdem er nämlich die in den „Märzenveilehen“ und den Liedern aus der „Sommertrische in Natters“ (bei Innsbruck) angesungene Josephine Kogler als vielversprechender Flattergeist müde geworden, knüpfte er, kürzere und leichtere Beziehungen zu geschweigen, mit Theodolinde von Gasteiger, der Nichte seines Schwazer Vorgesetzten an, die ihn wohl zum erklärten Dichter, aber auch zu Hucklebein, dem Unglücksraben und -menschen machte. Als warnte sie ihr guter Engel oder als durchschaute sie den wankelmüthigen Poeten, unbekümmert um seine wahren und eingebildeten Leiden, unbekümmert um seinen klagenden Klingklang und schmachtenden Singsang, um sein „wundes“, „krankes“ und „welkes Herz“, seine „kranken Träume“, sein „mattes Lied“ und seine „aus Liebe vergossenen Thränen“, gab sie ihm, in erster Linie darum, weil er nichts zu beissen und zu nagen hatte und von Dichterruhm und Mondschein niemand leben kann, wie man so natürlich sagt, den Laufpass oder, mit Gilm poetisch zu reden, „kreuzigte“ ihn „an einem Sommerabend, da die Blumen durstig und die Wolken müd' waren“, „krönte ihn mit Dornen“, „verspottete seine Lieb“ und „verhöhnte seinen Schmerz“. Das war für Gilm, der sich für unüberwindlich, unwiderstehlich halten mochte, ein harter Schlag, eine Niederlage, die er selbst in den fünfziger Jahren noch nicht ganz verwunden hatte, die ihn aber belehren konnte, was er übrigens späterhin gesteht: „wie schmerzreich und herbe die Tage eines Dichters sind“, der sich in Anlehnung an Günther und Heine dem Spiel des Schicksals willenlos überlässt. Nachgerade ward es in seinem zerfahrenen Innern ohne religiösen Halt so unheilvoll düster, dass er sich sogar mit Selbstmordgedanken trug. Er ward, und da guckt neuerdings deutlich Freund Heine hervor, zum „bleichen Mann“ des Dorfes, „den jeder flieht, so lang er kann“. „Im Herzen die sieben Schwerter der schmerzhaften Mutter Gottes“, wie es nicht ohne Blasphemie und Uebertreibung in „Rosaneum“ heisst, lebte er nunmehr ein „rosendorniges Leben“, kaum fähig, da ihm „Gift in die Seele geimpft“ worden, noch anderes als „sommermüde Lieder“ zu singen und darin über die „Härte dieses Weibes“ sich zu beklagen, endlich aber auch in etwa sich damit zu trösten, dass „sie nichts“ gemeinsam gehabt, indem sie „kein Epheu“, er „kein morscher Thurm“, sie eine „Rose“, er „der Sturm“, sie „kein Adler“, er „kein Alpensitz“, sie eine „Palme“ und er „der Blitz“, sie „der Jude“ und er „das Herz“, sie endlich „der Himmel“ und er „kein Gott“ gewesen. Bezeichnend für Gilms schwächlichen, schwankenden Charakter ist hiebei, dass er sich mit den Theodolinden gemachten Vorwürfen nicht zufrieden gab; allem Anscheine nach, um sich ganz und gar auszusprechen und sich in seinem Kummer, unmännlichen Herzeleid und seiner

verhaltenen Wuth voll auszutoben, suchte er nach einer Auffangstange eines Blitzableiters, um sich entladen zu können; und nur zu bald fand er das Gesuchte in den Conservativen Tirols, in den „Römlingen“, in den „dunkeln Mächten“ des Landes, die er mit der ihm eigenen Uebertreibung und Verblendung für die Zerstörer seines erträumten Glückes hielt und alsbald mit einem fessellos aus den Tiefen seines Herzens hervorquellenden Hass zu bekämpfen und mit einer Art Berserkerwuth zu verfolgen begann. „Gebt sie zum Weibe mir“ ist sein furchtbarer Herzensschrei, „und ungehindert — könnt ihr die Nacht in alle Thäler tragen“. Natürlich waren „die Ultramontanen“ an seinem Minnefasco ebenso unschuldig als späterhin an seinem jahrelangen Praktikantenthum, das er ihnen nichtsdestoweniger ohne Gewissensbisse in die Schuhe schob. Es braucht kaum sonderlich betont zu werden, dass die in einer Zeit, da er sich für „verehmt“ und seine Stirn mit dem „Fluch“ und dem Kainsmal der Poesie gezeichnet wähnte, entstandenen Lieder vor allem hassgetränkte Entrüstungsrufe, giftige Dolchstiche und unbarmherzige Keulenschläge waren, vor denen die keusche Muse des Liedes aus Scham und Schmach entsetzt ihr Haupt verhüllte. Zum Glück für Gilm ward er im December 1842 nach Bruneck im Pusterthal versetzt, wo er nun Zeit und Gelegenheit genug hatte, den angesammelten Zündstoff nach Belieben zu mehren oder zu mindern. Er setzte alsogleich wieder, da er Gesinnungsgenossen fand, mit vollen Registern ein, doch da er allzufern dem Herd der Vesta, allzufern der brodelnden Landeshauptstadt und zudem in einem kleinen idyllischen Städtchen voll Geselligkeit und reichen literarischen Lebens war, legten sich allgemach, wenigstens zeitweise, die hochgehenden Sturzwellen seiner Erregung, nicht ohne dass er auch in Bruneck bald zu den bestgehasstesten Persönlichkeiten gehörte, was er freilich bei seinem Naturell und seinem Geist des Widerspruchs verdient zu haben scheint. Doch die eigentlichste Sturm- und Drangperiode ging langsam, unmerklich zur Rüste; er lenkte in ruhigere Bahnen ein, was seine in den seelischen Stürmen geschwächte Lebenskraft und seinen Lebensmuth wieder hob und seine Schaffenslust und -liebe um ein Bedeutendes wieder auffrischte und nach vorwärts brachte. Zu Zeiten drängte sich hier „der Dichter“ also ungestüm an die Aussenwelt, dass er selbst seine amtlichen Berichte mit poetischen Ergüssen versetzte und deswegen von seinem Vorgesetzten, dem Gubernialrath und Kreishauptmann Joseph Kern, Ritter von Kernburg, zurechtgewiesen werden musste. Sie beide waren übrigens die Seele aller in Bruneck damals üblichen Veranstaltungen, das Leben zu versüssen und die Zeit hiemit todtzuschlagen. Nach Kerns baldiger Versetzung rückte Gilm zum Factotum vor, indem er vor allem als

Director, Regisseur und Schauspieler an der Brunecker Liebhaber-
bühne, ferner als Declamator, Recitator, Kunst- und Gelegenheits-
dichter im geselligen Verein fungierte, daneben aber immerhin
noch genügend Zeit fand, neben Naturbildern und kleineren
Liedern den „Sonettenkranz an den Ritter von Kernburg“, die
Jesuitenlieder, die Zeitsonette aus dem Pusterthal, eine Reihe
Tiroler Schützenlieder, hervorgerufen durch das 1839 und 1845-
den Tirolern wieder verliehene Waffenrecht und wiederhergestellte
Schützenwesen, und wie es nicht anders sein konnte, wieder
neue Minnesänge, die „Sophien-“ und „Schartel-Lieder“ zu
schreiben, angeregt von Sophie Petter, die Gilm bis 1850 hin-
hielt, um sie endlich ihren Vorgängerinnen anzureihen. So schmähdich
indes auch dieses Vorgehen war, gewisse Literaten, die derartiges
nach den berühmten Mustern des Alten von Weimar taxieren,
sind über solche Gewissenlosigkeiten und ein solch erbärmliches
Benehmen voll des Lobes, hat es ja dem Schriftthum „einen
köstlichen Liebes- und Liederfrühling“ geliefert, der sie leicht
die betrogenen Mädchen und deren vernichtetes Lebensglück ver-
gessen lässt. Von dieser unverzeihlichen Bemakelung abgesehen,
sind die infolge des letztgenannten Verhältnisses entstandenen
Lieder mit Preis zu nennen; nicht so sehr darum, weil sie einen
Blick in das zu Zeiten träumerisch weiche, elegische Gemüth
des Dichters gestatten, sondern ob ihrer Wahrheit, Seelentiefe
und Formvollendung, weshalb sie selbst Geibels laute Bewunderung
fanden. „Die Georgine“, neben „Allerseelen“, ein Product, dessen
Eindruck sich wohl so leicht niemand entziehen kann, gibt Greinz
folgendermassen wieder:

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Das Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu lang dir diese Nächte,
Die Tage nicht zu schnell dahin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!

Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Juni-Licht!
Doch ach, dann wärest du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Du spät gebornes Kind der Sonne,
Ich reich' dir brüderlich die Hand,
Ich hab' des Lebens Frühlings-Wonne
Wie du den Maitag nicht gekannt — — —

Nach dreijährigem Aufenthalte verliess Gilm, noch immer
Praktikant mit kärglichem Adjutum und mithin von Sorgen und
Geldverlegenheiten dräuend umlagert, das ihm liebgewordene

Bruneck und ging nach Rovereto an die italienische Grenze. Der poesiereiche Süden nahm den launischen, verstimmtten Dichter nur zu bald gefangen, leuchtete ihm in das öde, genussmüde Herz und vollzog in ihm eine Wandlung zum Bessern, Charaktervolleren: das Lied „von der Liebe Weh und des Hasses Lust“ ward gedämpfter, der Poet lebte mehr in sich hinein, statt nach aussen. Das konnten nebenbei auch die gemachten Erfahrungen erreicht haben: Gilms freiheitliche, über alle staatlichen und kirchlichen Schranken hinwegsetzende Gesinnung, seine Wühlereien und sein scharfer, unerschrockener Tadel, der vor allem die drückenden Verhältnisse des Vormärzes geisselte, waren höhern Orts nur zu genau bemerkt worden und trugen ihm allem Anscheine nach ein ewiges Praktikantenthum ein. Der Dichter, um viele Erfahrungen reicher und manche Hoffnung ärmer, zog es darum vor, einsam und zurückgezogen zu leben, seinen Verkehr auf enge Grenzen zu beschränken. Die Folge davon war, dass sich seine Poesie wie ein Strom in den „Liedern von den italienischen Grenzen“ und den „Sonetten an eine Roveretanerin“ (Comtesse Festi, al. Gräfin Berotoni) ergoss, wobei der von Heimweh angekränkelte Dichter wieder in seine alte Unart verfiel, die Muse zur streitbaren Amazone umzuwandeln und in polemischen Ausfällen der schärfsten Tonart seinen Unmuth auszusprechen. Ein Decret, das ihm eine Hofkanzleipraktikantenstelle verlieh, rief ihn Mitte 1847 nach Wien, vielleicht um ihn durch die bessere Stellung und die Aussicht auf ein rascheres Fortkommen mundtodt oder wenigstens harmloser zu machen. Wirklich tauchte Gilm alsbald im Grossstadtleben unter und verschwand aus der Schar der „eisernen Lerchen“, bis ihn das Jahr 1848 wieder an den Strand der Nüchternheit und im Nu freiheitsberauscht der Revolution in die Arme warf. Die stürmischen Tage, denen freilich nur zu bald ein bedenklicher politischer Katzenjammer folgte, sowie der gesellschaftliche Verkehr in vornehmen Familien, was Gilm ganz besonders behagte, liessen seine Muse nicht recht zu Worte kommen, so dass auch für ihn Wien zu einem wahren „Capua der Geister“ ward. Doch brachte ihm die neue Aera eine Conceptspraktikantenstelle im Ministerium des Innern und 1854 als Statthaltereisecretär den Ruf nach Linz, wo er, seit 1856 Vorstand des Präsidialbureaus, mit einem jährlichen Einkommen von 1400 fl. Convent-Münze, den Rest seiner Tage verbrachte. Hier in Linz und Umgebung fand er nicht nur Anklänge an seine Heimat, sondern auf die grossen Stürme der Märztag hin, während welcher Gilm als Nationalgardist mit der Muskete im Arm die junge Freiheit behütet, die für sein bewegtes Vorleben so nothwendige wohlthuende Ruhe und Bequemlichkeit und ein stilles, beschauliches Leben, das ihm allerdings nicht für alles

Ersatz bieten konnte, was er in Wien verlassen. Die gesicherte Lebensstellung bot ihm Zeit und die Mittel, seine weitzerstreuten Lieder endlich zu sammeln und für den Druck vorzubereiten. Aber es kam nicht so weit; bloss die „Linzer-Zeitung“ brachte in neun Nummern eine Reihe von Gedichten, die verschiedenen Lebensabschnitten angehörten, und die fünf-hundertjährige Gedenkfeier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich die Lieder „aus dem Tiroler Schützenleben“ im Druck, eine eigentliche authentische Gesamtausgabe unterblieb jedoch bei seinen Lebzeiten. Wollte man indes annehmen, Gilm sei kühl und leidenschaftslos geworden, so wäre es Täuschung: noch einmal liess sich das alte Herz, wie in Wien, so in Linz bethören und versuchte jugendlich-ungestüm zu fühlen und zu schlagen; in dem bisweilen recht herb und bitter empfundenen Liedercyklus „Rosaneum“ rächte er sich ob seiner verschmähten Werbung. Dafür vermählte er sich endlich, es war am 24. Nov. 1861, mit Marie Dürnberger, der er freilich schon drei Jahre später, nach dem die Ehe eben mit einem Knaben Rudolf gesegnet worden, entrisen ward. Von Winter 1862 auf 1863 befiel ihn nämlich ein Lungenübel, das zur Tuberculose ausartete. Zur Erholung begab er sich über Innsbruck nach Feldkirch, um auf dem Rückweg an der grossen Feier in der Landeshauptstadt und der Hoftafel theilzunehmen. Die Aufregung dieser Stunden warf ihn aufs Krankenlager; kaum genesen, eilte er nach Linz, sein in seiner Abwesenheit geborenes Söhnlein zu begrüßen, erlag aber bereits nach einigen Monaten, am 31. Mai 1864 seinem Leiden. Vier Jahre später, im December 1868, wurden seine irdischen Ueberreste nach Innsbruck überführt und in Tiroler Erde bestattet.

II.

Gilms lyrisches Vermächtnis ist seine versificierte Selbstbiographie. Wie jeder echte Dichter, der es aus innerm Drang geworden und die Gefühls- und Empfindungsliryk pflegt, legt auch Gilm, wofern man nur zu lesen und seine Lage ganz und voll zu erfassen und nach ihrer psychologischen Seite zu zergliedern und zu würdigen versteht, in seinen Gedichten eine Art Lebensbeichte ab, indem er selbst das ausspricht, was sonst in den innersten Herzensfalten verborgen bleibt. Seine Jugendzeit zeichnet auch bei ihm den Grundriss zum Charakter des Mannes. Wie nicht gar zu selten im Leben, scheint auch bei ihm ein Missgriff in der Erziehung vorzuliegen, indem Stiefmütter ab und zu ihren erheirateten Pflegekindern oft zeitlebens fremd gegenüberstehen. Gilm selbst ist mit dieser Annahme einverstanden, da er in einem Briefe schreibt: „Wenn in meiner Erziehung nicht gar so plump zu Werke gegangen worden wäre, wenn die Abgeschmacktheit

nicht gar so nackt hingestellt, wenn die schöne Lehre Christi nicht gar so ver . . . worden wäre, ich hätte nicht so früh — ein halbes Kind — den ganzen Katholicismus über Bord geworfen.“ Dieses Bekenntnis eines überreizten, verhetzten Mannes ist freilich cum grano salis zu nehmen, weil er sich so am leichtesten vor sich und seinem Gewissen salvieren zu können vermeinte, wenn er die Schuld an seiner Entartung andern aufhalste. Dass Gilm indes, eine verfehlte Erziehungsmethode selbst uneingeschränkt zugegeben, bei gutem Willen vor Irrfahrten und seinem Schiffbruch im Glauben sich dennoch hätte zu bewahren vermocht, bestätigen seine Geschwister mit ihrer scharfen katholischen Prägung. Hat jemand ob seiner Verirrungen mea culpa zu sagen, so ist es das Gymnasium und die Universität, damals wie zur Stunde für so viele das Grab der guten Sitte, des Glaubens und des späteren Lebensglückes: die daselbst eingesogenen Weisheitspillen, dargereicht von misrathenen Mitschülern und ungläubigen Professoren, trieben ihn zur Opposition. Als Gilm ins Leben trat und selbständig zu denken und zu handeln begann, lag Oesterreich sozusagen in Geburtswehen: eine alte, abgelebte, kindisch kleinliche Aera lag lende-lahm vor der Thürschwelle, während auf fernem Horizont ab und zu bereits Blitze zuckten, und für manch einen politischen Hellseher langsam ein ungekanntes, nie erlebtes Morgenroth heraufdämmerte, das man sich demnach in den kühnsten Farben ausmalte. Das vormärzliche Regierungssystem, die Zeit der Biedermeier und des Polizeistockes, lastete schwer auf Oesterreich, Metternich, der Allgewaltige, kutscherte die morsche, altersschwache Staatskarosse, die Censur wüthete mit Rothstift und Schere unter den zu Papier gebrachten Gedanken etwas vorlauter Scribenten, eine berüchtigte Polizei cultivierte als allsehendes Auge des Gesetzes ein gefürchtetes Spitzelsystem, und der sogenannte Absolutismus drückte das Volk und jede unbescheidene, freiere Regung zu Boden. Für Tirol ist noch ein weiteres Moment von Bedeutung: Die Austreibung von ungefähr 500 protestantischen Zillerthalern (1837), sowie die nachträgliche Berufung der Jesuiten nach Innsbruck (1838) wirkte auf gewisse Köpfe wie ein rothes Tuch auf den Truthahn; man begann zu zetteln und zu toben, nach Befreiung aus der (angeblichen) Geistesknechtung und Volksverdammung zu rufen, sezfte in unverfälschtem Pharisäerton nach Erlösung von den Gedankenwürgern, welche „die Nacht in die Tiroler Thäler“ gebracht hätten — und Gilm, der leichtsinnige, unbesonnene Poet und Schwärmer, der mit sich selbst, seiner kargen Stellung und seinem echt-katholischen Vater von altem Schrott höchlichst unzufrieden war, der als eben flügge gewordener Beamter den Kopf voll hoher, hohler Dusegedanken trug, der ausserdem, wie bereits

erwähnt, in seinen Liebesaffairen von den erklärten Katholiken und Jesuitenfreunden sich betrogen und verfolgt glaubte, liess sich nur zu leicht und zu gerne von jenen ködern und umgarnen, die frisches Wasser auf seine Mühle gossen und den wahren Mannesmuth in wüstes Geschrei und Gepolter, Bramarbasieren, Biertrinken und Rumoren wider alle göttlichen und menschlichen Institutionen verlegten und jedes ernste Erziehungssystem, ohne jegliche Prüfung und Ueberlegung, als Knechtschaft, Geissel und Folter proscribierten. Gilm unterbrach das Girren und Schmachten und ward politischer Dichter, um es Grün und Lenau in Oesterreich, Karl Beck in Ungarn, Herwegh, Freiligrath, Prutz und andern in Deutschland gleichzuthun und ihr Orchester speciell in Tirol zu verstärken, wo bereits der grimme Johannes Senn, der „Grabbe der Lyrik“, ein wüthender Feind der Jesuiten, der Priester überhaupt und aller Glaubenstreuen, den Gilm später als Freund besungen, der Rechtsanwalt Joseph Streiter in Bozen und Steub ihr politisch und kirchlich radical-revolutionäres Unwesen trieben, denen sich der 1900 verstorbene Adolf Pichler, Lentner und der freisinnige Marienberger Benedictiner Albert Jäger zugesellten. Gilm, der in dieser bösen Gesellschaft noch den letzten Rest seines religiösen Haltes einbüsste, wandte sich zunächst gegen die Thätigkeit des Landtages, der den Jesuiten grosse Vorrechte einräumte, und wider die Hierarchie, die von Metternich begünstigt wurde. Welche Verblendung übrigens das beständige Verhetzen, Wühlen und Wüthen in Gilm und in den Köpfen seiner Patrone selbst erzeugt hatte, geht aus dem Vortrag hervor, den der Universitätsprofessor A. Jäger am 2. März 1844 im Innsbrucker Ferdinandeum hielt. Er bezichtigte darin vor einem ihrer geistigen Väter würdigen Anhang, zu dem auch die unreife Gymnasialjugend gehörte, die Gesellschaft Jesu nichts Geringeren als der Gemeingefährlichkeit und zeigte sodann, wie sein Gesinnungsgenosse Streiter lobtriefend schreibt, „wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert neue Orden, Andachten, Processionen, Sodalitäten, Congregationen u. s. w. eingeführt wurden und wie dann die Jesuiten das Volk verdummt, Aberglauben und Hexenprocesse befördert, die Universität verdorben, den Adel verzogen und die Länderfreiheiten untergraben hätten.“ Gilm, der ob solcher „Gehirntheit“ natürlich den Verstand verlor, wusste nun nichts Eiligeres zu thun, als von Bruneck aus dem umjubelten Geschichtsmacher wie ein allzeit getreuer Sancho Pansa in seinen berüchtigten Jesuitenliedern zu secundieren, die sein Vater, da er die aus ihnen redende Incarnation des Hasses und der Verdrehung fühlte, als „fluchwürdige Gedichte“ brandmarkte, wie denn in der That „der Jesuit“ in der ersten Hälfte fast soviel Lügen als Verszeilen enthält. Diese Gedichte sind ein sprechender

Beleg dafür, wie Hass verfinstert und die Poesie schändet. Die Jesuiten sind ihm, wie er hier und an andern Orten ausführt, Priester, deren Dogma das einzige Gebot enthält: „du sollst nicht denken!“ Sie sind ihm Menschen, die mit ihren Kniffen und Praktiken nur solange auskommen konnten, als die deutsche Wissenschaft noch ein Bächlein war, auf dem die Kinder aus Kurzweil schifften; ihre geheime Kunst ist der Reiz ultramontaner Laugen. Ihre Gesellschaft ist ein Ungethüm, das jede Nacht ein Ei legt, so dass selbst Apollo mit einer Keule sich wider dasselbe waffnet. Als schwarze Jäger gehen sie allenthalben auf die Birsch; als Fremde, welche Tirol und seine Bewohner hassen, sind sie ins Land gekommen, um ihre schwarzen Hände der Vehme nach dem freien Volk ebenso auszustrecken, wie sie es in der gedrückten Schweiz gethan; an ihrem Colleg — zu dem am 25. April 1843 der Grundstein gelegt wurde — bauen sie geschwärzte Geistesknobel und formen Gedankenschrauben, mittels derselben der Stirn ein unverwüstliches Zeichen einzudrücken: der Hahnenschrei der Volksaufklärung aber wird die blinde Eule wieder vertreiben. Gilms war es mit diesen Sätzen blutiger Ernst, obwohl sie eigentlich unwillkürlich zum Lachen reizen, da sie den Dichter in Bezug auf den Gegenstand in jener Finsternis zeigen, die er über den Thälern Tirols lagern sah. Ebenso verblendet wie die Jesuitenfurcht machte ihn die spätere Revolution, die er nicht genug als glorreich preisen konnte: sie hat nicht nur Metternich und alle Finsterlinge vertrieben und die Censur abgeschafft, sondern überhaupt alle Religionen frei gemacht und die Freiheit der Völker entschieden. Als „ein Seliger“, der „stets ein Liberaler“, „Patriot“ und „guter Christ“ gewesen, phantasiert er über jene Tage wie ein Blinder über den Regenbogenglanz: „Was ich geliebt von dem Tage an, als ich zum Bewusstsein kam, für was ich zwanzig Jahre gestrebt, geduldet, gelitten, geweint habe, das steht strahlend, wirklich, in heller Märzsonne vor meinen Augen“ O Weisheit, würde ihm Goethes „Adlerjüngling“ darauf geantwortet haben, du redest wie eine Thörin.

Gilms politische Stellung ergibt sich aus dem Ausgeführten genügend ungezwungen. Seine diesbezügliche Lyrik erwuchs auf dem Boden seiner selbsteigenen Unzufriedenheit, seiner Liebe zur Freiheit und Heimat, die er schwer bedroht wähnte, seiner Vorliebe zur Verneinung, zu hohlem Phrasengeklingel und inhaltsleeren Schlagwörtern, die er sich hurtig als Ueberzeugung einredete, und endlich wohl auch aus Sucht und Durst, ein polnischer Märtyrer zu werden, den man mit „Eisenringen an eines Thurms epheumrankte Wände“ gefesselt hatte, was ihn aber nicht hinderte, seine „Freiheitslieder“ zu singen. Das dem wirklich so ist, lässt sich aus seinen Gedichten unschwer erweisen. Er gefiel

sich viel zu viel in der Rolle, die er theils spielte, theils spielen wollte, und kann es darum nicht oft genug variieren, dass er singen muss — im Rosengarten und im Gefängnis. Als er „weinend geboren“ ward, da trug seine Heimat nicht des Landes Farben, weil die Freiheit verloren gegangen. Wohl galt sein „erstes Lied der Liebe“, doch als er „im Gemäuer die Nacht-eulen lauern“ sah, die gern das „süsse Blut der Lerchen saugten“; als er das Tirolerland vor Geistesknechtung „stille wie ein Grab“ fand, darob und wegen der Sangesarmut von den Ausländern verhöhnt: als er „die Dummheit beben“ und den „Frevel knien“ sah; und endlich, als er sich seiner Aufgabe und Bestimmung bewusst ward, als Dichter „als der wüsten Zeiten kund'ger Lotse“ vor seinem Volke wandeln zu müssen, um zu warnen und die Zeit abzuwehren, da die Augen vollends zugebunden werden sollten: da warf er die Lieder „die noch nicht der Böse gefeit“, über Bord und trat, obwohl es noch früh am Morgen war und nur wenige „zum Hahnenruf lauschen“ mochten, als „von Liedes Gnaden“ einer und „goldner Felsenburgen Thürmer“ in die Arena, auf den Kampfplatz mit der Parole: „Der Freiheit eine Gasse“! So ward er, der anfangs nur bei Speick und Bergkamille, Augentrost und Edelraute zugleich „mit einer Grille unverwehrt der Freiheit Laute“ geschlagen, ungeachtet man ihn alsogleich verfehmt und als Ketzer verdammt, politischer Dichter, der sich „der Tendenzen seiner Lieder“ wohl bewusst war. Ihn leitete dabei die Ueberzeugung, dass nur ein Dichter dem Volke die „gebundene Zunge“ lösen könne. Als solcher ist er den Blumen gut vor allen Wesen, weil sie stets nach dem Licht streben und helle Thränen weinen, wenn es Nacht wird; auch er ist ein Lichtfreund, der singt, obwohl dunkle Nebel auf dem Lande liegen, denn es tröstet ihn die Hoffnung, „das Los des freien Wortversagens:“ „die Winde bringen's und die Wolken tragen's“, mögen auch die Dichter alle getödtet werden. Er wird singen, selbst „ans höchste Kreuz genagelt,“ und „dem Tode nah', noch siebenmal sprechen“ und nicht schweigen zur Schmach des Vaterlandes, wenngleich kein Lied sonst im Land erklingt und keine „Zunge der stummen Herzen Deutung“ übernimmt; darum spottet er der Doctoren, „mit dem Sitz auf dem Catheder,“ die bloss beim Licht in ihrer Zelle „die Tiroler Lieder“ zu singen wagen:

Mönchen gleich das Haupt gebogen,
Frisch vom Beichtstuhl weg, wo wieder
Ihr euch sündenvoll gesogen,
Sangt ihr die Tiroler Lieder.

Er dagegen hat seine verfehmt Leier mit seinem Herzblut erkaufen müssen, dennoch hat er sie aufgenommen und dies in

Tagen, da er die „Freiheit in die Truhe schlagen“ sah. Ueberzeugt, dass die Zeit der Wunder und Gotteshilfe vorüber, rief er das Volk auf, sich selbst zu helfen und die Freiheit sich nicht schmälern zu lassen. Er steht fest im Kampfe, trotz der „Narben“, die er bereits „im Antlitz“ erhalten, trotzdem er ein „Flüchtling auf der eignen Mutter Erde“ und ein armer „Geächteter“ sei, mag er auch darüber „verenden gleich dem gehetzten Hirsch“: „Die Lichter, die er aufgesteckt, sind denn doch nicht wegzublase.“

Von den politischen Liedern bilden die „Schützenlieder“ den Uebergang zur Herzenslyrik, die in Gilm einen Meister gefunden und in ihrer Ursächlichkeit von ihm dahin zurückgeführt wird:

Wenn dir lag der Freude Strahl,
Rosenlockend, auf den Wangen,
Ist ein Lied noch jedesmal
Mir im Herzen aufgegangen.

Und ist eine Thräne dir
Demantheil im Aug' zerflossen,
Ist sogleich im Herzen mir
Wiederum ein Lied entsprossen.

(Schluss folgt im nächsten Hefte.)

Die ersten Anfänge des Benedictinerstiftes Braunau in Böhmen.

Von P. Laurentius Wintera.

Aus der Vergangenheit dieses unter die bedeutenderen Klöster der Monarchie zu zählenden Stiftes ist noch verhältnismässig wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Ursache ist nicht so sehr der Mangel an Bearbeitungen der vorhandenen Quellen, als vielmehr die Lückenhaftigkeit und Zerstreutheit der letzteren und wohl auch der gewiss löbliche Grundsatz, mit Erstlingsarbeiten nicht hervortreten zu wollen. Da aber in letzter Zeit von gegnerischem Lager tendenziöse Versuche gemacht worden sind, auf Kosten der historischen Wahrheit die culturelle Mission Braunaus herabzusetzen, so wäre das längere Schweigen ein Verbrechen an sich selbst. Zwar will die vorliegende Skizze, wie auch die demnächst nachfolgenden, keinen Anspruch auf allseitige Erschöpfung des Themas erheben, aber den guten Willen hat sie, die historische Wahrheit auf Grund guter Quellen zu vermitteln und einem späteren grösseren, Werke vorzuarbeiten.

Alte Chroniken des Hauses, von denen die Inventarien melden, sind zugrunde gegangen; Landeschronisten berichten nur